

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 5=25 (1859)

Heft: 29

Artikel: Erinnerungen eines alten Soldaten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-92812>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

belgischer Art und 30 bis 37 Pf. St. für 1000 Stück Breithauptzünden.

Die vierte Note beschreibt die sehr günstige Wirkung von Shrapnels, welche aus einer 12-Pfunder Haubige, die von dem amerikanischen Schiffe Plymouth in der Nähe von Shanghai gegen chinesische Rebellen ans Land gesetzt worden war, erhalten wurde, indem nach etlichen 40 Schüssen die Chinesen zersprengt wurden und ihre Feldverschanzungen räumten.

In der fünften Note findet man nicht sowohl Wirkungen von Shrapnels aufgezeichnet, als eine Relation des Kapitäns der „Ellen Anna“, dessen Schiff in dem Kanal von Bristol durch das Platschen eines Meteorsteines auf dem Deck ähnlich beschädigt wurde, wie wenn ein Hagelgeschoss über dem Schiff zersprungen wäre.

Die sechste Note enthält Briefe des ehemaligen Generals Robert Gardiner und des Hauptmanns Townsend, der englischen Artillerie, welche in dem Peninsularkriege 1808—1815 Gelegenheit hatten, die Wirkung der Shrapnels zu beobachten.

Der Erstere bemerkt, daß er mit großer Wirkung die südliche Face des St. Pedro Bastiones mittelst Shrapnels besetzte habe, als von dieser aus beim Sturm auf Badajoz die Breschbatterie sehr mitgenommen wurde. (Bekanntlich waren die englischen Breschbatterien 600—800 Schritt vom Hauptwall entfernt etabliert worden.)

In der Schlacht von Barrosa 1811 habe die englische Artillerie sehr vortheilhafte Anwendung von Shrapnels gegen die Schwärme von Tirailleurs gemacht, welche die Front der französischen Linien bedeckten und noch außerhalb Büchsenkarratatschusweite sich befanden.

Hauptmann Townsend erwähnt in seinem Briefe wie die englischen Shrapnels aus den langen Haubiken in der Schlacht von Waterloo breite Lücken in den französischen Angriffskolonnen der Corps von Jerome und von Erlon verursacht haben.

In einer weitern Anmerkung wird die gute Wirkung französischer Shrapnels in der Schlacht von Traktir hervorgehoben, während dem geschildert wird, wie auffallend die Erscheinung ist, daß gerade die englische Artillerie, welche zuerst diese Geschossgattung einführte, in dem Krimkrieg so selten Gebrauch von denselben mache. Gleichzeitig wird hier erwähnt, wie großmuthig General Shrapnel von der englischen Regierung für seine Erfindung belohnt wurde. Er erhielt vom Jahr 1803 an bis zu seinem 1842 erfolgten Tode, außer seinem Gehalt, eine jährliche Entschädigung von 1200 Pfd. St. oder Fr. 30,000.

In einem weitern Anhang zu seinem Werktheile General Bormann eine Mitteilung eines dänischen Offiziers mit, welche der hohen Meinung der hannoveranischen Offiziere über die Wirkung ihrer Shrapnels etwas entgegentritt, indem dieser dänische Offizier behauptet, die Bleikugeln hätten nach der Explosion des Geschosses bald ihre Bewegung nach vorwärts verloren und seien mit wenig Perkussionskraft zu Boden gefallen.

General Bormann benützt diese Aussage, um damit gegen das Ausgleichen der Zwischenräume mit Schwefel zu kämpfen und erklärt den Widerspruch in den diesfallsigen Ansichten der sich feindlich gegenübergestandenen Artillerie-Offiziere damit, daß die hannoveranischen Offiziere aus den richtigen Sprenghöhen und Intervallen auf den guten Effekt ihrer Shrapnels geschlossen hätten, ohne damit im Stande zu sein, die Perkussionskraft der Bleikugeln richtig zu beurtheilen.

Es wird dann noch einer vortheilhaften Anwendung von Shrapnels gegen in der Karabinaja zum Vorschein kommenden russischen Truppen (20. Juli 1855) erwähnt, und das interessante Werk abgeschlossen mit dem Auszug aus dem Codex palatinus Nr. 258 aus der Heidelberger Bibliothek, womit bewiesen wird, daß die Shrapnels unter dem Namen Hagelkugel schon vor mehr als 300 Jahren in Deutschland bekannt waren, — somit also den Deutschen die Ehre gebührt, dieses wichtige Geschoss erfunden zu haben.

Wenn auch das ganze Werk offenbar als Hauptzweck die Erhebung des belgischen Zünders und Shrapnels. Erfindung des Verfassers selbst, über alle andern Shrapnelssysteme, hat, und es z. B. unangenehm berübt, daß der so äußerst scharfsinnigen Modifikation des Zünders durch Hauptmann Breithaupt nicht im ganzen Umfang wie sie es verdient Anerkennung gezollt wird, so ist anderseits nicht zu verkennen, daß das vorliegende Werk manche Eigenhümlichkeiten der Shrapnels näher beleuchtet als es bisher geschehen war, und mehrere nicht uninteressante geschichtliche sowie technische Details berührt, vorzüglich aber die Mannigfaltigkeit der Verwendungsart gewöhnlicher Shrapnels andeutet und auf eine Ausdehnung der Hagelgeschosse, als Mörser-Shrapnels und als Zündmittel hinweiset, von deren man sich viel versprechen darf und welche verdient von allen Artillerien geprüft zu werden.

H. H.

Feuilleton.

Erinnerungen eines alten Soldaten.

(Fortsetzung.)

Zuerst meine gütige, liebenswürdige, mir so wohlwollende Hoheit. Als sie in früher Jugend mit dem Erbprinzen Wilhelm von Hessen vermählt wurde, soll sie ein Bild weiblicher Ausmut und Schönheit gewesen sein. Davon war zu meiner Zeit und seitdem die hässartigen Pocken ihr Gesicht ganz verarbt hatten, ihr wenig übrig geblieben. Mit dem Verlust ihrer Schönheit soll auch die Aufmerksamkeit und Treue ihres Gemahls geschwunden sein; ich lasse dies dahingestellt und bemerke nur, daß in meinen Augen der Kurfürst eine viel größere Entschuldigung für seine Verbindungen mit den drei auf einer folgenden öffentlich

anerkannten Morganatinnen in dem Umstande fand, daß seine rechtmäßige Gemahlin wegen der Dürftigkeit ihrer geistigen Fähigkeiten — die wirklich sogar noch unter dem erlaubten Maße standen — auch bei sonst noch voller Körperschönheit gar nicht im Stande gewesen wäre, einen Mann auf die Dauer zu fesseln. Die Einfalt ihres Gemüths und ihres Urtheils, wenn man ihr überhaupt ein solches zugestehen will, ging nicht sowohl bis ins Kindliche, als vielmehr bis ins Kindische. Dabei war sie über alle Beschreibung furchtsam, verlegen und neugierig. Ich entzünde mich noch, daß, als ich ihr einst von der Abendtafel, wo ihr vom Fürsten Wittgenstein, dem preußischen Gesandten, der in besonderer Gunst und Gnade bei ihr stand, Spuckgeschichten erzählt waren, bis in ihre Gemächer vorgeleuchtet hatte, die Hofdamen bereits entlassen waren und die alte vertraute Kammerfrau sich zufällig auf kurze Zeit entfernte, ich plötzlich ein ängstliches Hülfeeschrei aus ihrem Schlafgemach zu mir bis ins Vorzimmer erschallen hörte. Als ich hineilte, fand ich meine kleine dicke Fürstin wie eine Kugel im Sopha zusammengerollt und kläglich winselnd: „Ah Gott, ach Gott, es hat geknickt, es hat geknickt!“ Ich mußte nun so nahe wie möglich an sie heran; sie zitterte wie Espenlaub, und wenn sie mir nicht so leid gethan hätte, ich würde laut aufgelacht haben. Ich suchte sie so gut ich konnte zu beruhigen; sie faßte meine Hände und zog mich fest an sich, indem sie versicherte: mit unschuldigen Kindern hätten die bösen Spuckgeister keine Macht über sie. Mir wurde indessen doch ganz bedenklich zu Muthe, und es war mir lieb, als endlich die gute treue Zimmer zu Hülfe kam, aber ganz verwundert die Hände zusammenschlug, als sie sah, daß ich ihrer Hoheit im Schoße oder diese auf meinem saß, ich weiß es selbst nicht mehr. Nun ward das Gemach in allen Winkeln und nach allen Richtungen sorgfältig durchsucht; was, wo es und wie es geknickt oder geknickt hatte, ist aber bis auf diese Stunde nicht ermittelt worden. Über den ganzen Spuck wurde mir das tiefste Schweigen auferlegt und ich dann in höchsten Gnaden entlassen. Einige Tage nachher saß ich in der Pagenloge des Opernhauses und sah hinter dem Versteck der neu aufgefrischten und vergoldeten Kurfürstenkrone vom hohen Olymp herab auf meine gnädige Herrin, als diese plötzlich auffuhr und zurück in ihren Sessel sank. Ich mit meinem kleinen Vorrath von Eau de Lavande wie ein Blitz hinunter in die Loge, wo die Hofdamen bereits alles versuchten, sie zu beruhigen. Die Hoheit versicherte aber steif und fest, ihr sei etwas Kaltes, Feuchtes, wie ein eisiger Geisterhauch über das Gesicht geslogen. Wirklich hatte ich das Corpus delicti auch bereits schon entdeckt und erkannt, und ich nahm daher auch keinen Anstand, zu ihrer Beruhigung mit etwas vorlauter Pagen-Naseweisheit unterthänigst zu bemerken: „Königliche Hoheit, gewiß und wahrhaftig, es war kein Geisterspuck, sondern ein gewöhnlicher Menschenspuck.“ Die treffliche Fürstin sah

mir wehmütig lächelnd, freundlich an und versetzte: „Gott sei Dank! ach, wenn es nur von einem Kinde gewesen ist!“

Die Geduld, die Nachsicht, die Milde, Herzengüte, christliche Barmherzigkeit und Menschenliebe der Kurfürstin waren Tugenden, die sie so unscheinbar und anspruchslos übte, daß man sie mit allen ihren Mängeln und Schwächen lieben und ehren mußte. Ihre kleinen Vergeßlichkeiten und Verstreutheiten konnten zuweilen höchst ergötzlich sein, sie mitunter die größten Albernenheiten sagen, ohne daß sie es merkte. Ein so schönes und geläufiges Französisch sie auch sprach, so fehlte ihr doch alle Augenblicke ein Wort, mit dem ich dann aushelfen mußte, da Monsieur Bellay de la Chapelle über Verdienst mein Französisch bei der Kurfürstin gelobt hatte. Ich passte nun auch bei solchen Gelegenheiten auf, wie ein gut dressirter Schiebhund, um sofort das fehlende Wort zu aportiren. Eines Mittags an der Tafel im Gespräch mit dem neu eingetroffenen Napoleonischen Gesandten Bignon, das ohnehin schon von Zeit zu Zeit gestockt hatte, fehlte ihr das französische Wort für „Nal“. Sie sah sich verlangend nach mir um, und mit meiner gewohnten Dreistigkeit und Sicherheit souffire ich: „Aiguille“. Im vollen Vertrauen meiner Sprachkenntniß nimmt sie das Wort dankbar an und wiederholt es in den nächsten fünf Minuten unzählige Male und in allen Beziehungen: „qu'elles préférerait l'aiguille à tout poisson, que pourtant elle trouvait les aiguilles très indigestes, que les ayant mangé elle sentait chaque fois un mal sourd d'estomac“ etc. Der vollendete Diplomat hörte sehr aufmerksam zu, nickte sehr beifällig und erwiederte zuletzt: „Comment Madame un mal sourd? j'aurais crû plutôt que ça devrait être un mal aigu.“

Jeden Mittwoch und Samstag war sogenannter Kammiertisch bei der Kurfürstin, d. h. sie speiste mit ihren Hofdamen in ihrem Kabinett, von den beiden Leibpagen allein bedient. Dies waren dens wahre Fest- und Fettage für mich; ich bestellte bei meinem Freund, dem Oberküchenmeister, die Speisekarte, und der ganze Abbub der Tafel gehörte mir und meinem Mütter, und unsere Überbleibsel reichten noch völlig für drei hungrige Kammerlakaien und ein paar begünstigte kleine Silberwäschnerinnen aus. Nach Beendigung desfürstlichen Mahles fand sich regelmäßig der lutherische Pastor ordinarius Goëze — ich glaube, es war wirklich ein naher Verwandter vom Freunde Lessing's bei der Kurfürstin ein, um ihr den sogenannten Armenbericht zu erstatten und neue sehr reichliche Unterstützungen, zuweilen volle Beutes mit Silbergeld, das wir Pagen vorher gezählt und eingerollt hatten, durch seinen Küster mit sich nach Hause tragen zu lassen. Einer höchst ergötzlichen Scene, während des Vortrags von Ehren Goëze bei der Kurfürstin, werde ich nie vergessen. Während seiner salbungsvollen Rede dieser dicht gegenüber sitzend und seine demuthsvollen Blicke abwärts richtend, gewabte er zu seinem unendl-

hen Schrecken einen kleinen offenen Schaden in dem unentbehrlichsten Stück und an der bedenklichsten Stelle seines schwarzen Anzugs. In seiner Verlegenheit rückte er auf dem Sessel hin und her, machte aber dadurch, nach seiner Meinung wenigstens, nur das Uebel ärger, denn es ward ein immer größerer Theil seiner naseweisen Leibwäsche sichtbar. Nun kam beim guten Pastor, wie man zu sagen pflegt, wirklich Holland in Nord; in seiner Lodesangst deckte er vorerst den kleinen Dreimaster über den Leck und begann nun unter dessen Schutz zu kalsatern, d. h. seine vordere Gelleinwand unter den Wind zu bringen. Das wollte aber gar nicht gelingen; je mehr er wußte und stopfte, je länger schien der Wimpel zu werden. Endlich war doch das herkulische Werk vollbracht, aber dem armen Pastor standen auch die dicken Schweißtropfen auf der Stirn. Während seines Oeuvres de la charité war meine treffliche Hoheit in einen noch viel ängstlicheren Zustand gerathen, als ihr Seelenhirt und sie wirklich einer Ohnmacht nahe. Ich ward erst in das öffentliche Geheimniß eingeweiht, als Goethe sich empfahl und die gute Fürstin sehr bewegt und erregt und ~~ist~~ empört mich zu sich heranwinkte und hastig sagte: „Nachgehen, geschwind nachlaufen, der gute dumme Mann, mein Taschentuch eingesetzt.“ Nun ging mir ein Licht auf, ich jagte dem starkschweißenden Schwarzwildpriet wie ein junger Fänger nach und ihm den mühsam errungenen Raub ab. Meine Kurfürstin konnte mich noch lange Zeit nachher und besonders an den verhängnisvollen Samstagen nicht ohne verstecktes Kichern und Lachen ansehen. Die Geschichte wurde bald hof- und stadtfundig, und der Himmel weiß, wie oft ich sie mit und ohne Noten, Zusätzen und Varianten habe erzählen müssen.

Hier noch eine andere ähnlicher Art. Jeden Mittag, es mochte gutes oder schlechtes Wetter sein, pflegte die Kurfürstin ihre gewohnte Spazierfahrt zu machen, bei welcher ein Leibpage dem Wagen vorritt. Ein besonderes Vergnügen mache es ihr, die Wachen ins Gewehr gehen, den Offizier salutiren zu sehen und das Spiel röhren zu hören. Sie hatte, trotz ihrem Gemahl, ein scharfes Auge für jede Abweichung von der gewohnten Regel und Ordnung und gewahrte sogleich eines Tages, daß der wachhabende Offizier nicht mit ins Gewehr gegangen war. Sie ließ daher den Unteroffizier noch nachträglich an den stillhaltenden Wagen rufen und befragte ihn nach dem Grund, warum der Offizier nicht da, ob er frank oder abgelöst sei. Der alte Schnurrbart begann einige Male zu reden und stockte dann verlegen. Die Hoheit wurde immer neugieriger und sagte: „Guter Mann, will Er wohl reden, ich will es durchaus wissen.“ — „Nun denn meinetwegen, er ist — er ist“ — „Nun, um Gotteswillen, wo ist er denn?“ — „Auf dem Sch...haus zu Euer Königlichen Hoheit Befehl.“ — Die wie vom Blitz gerührte Hoheit sagte, halb unwillig, halb verlegen: „Psui, garstiger Mann! fahr' zu Kutscher.“

Zu tief will ich nicht in die Wagenhistörchen hineingerathen, aber das eine und das andere will ich doch noch vom Kurfürsten beibringen, denn was der einen recht ist, ist dem andern billig. Der Kurfürst war in mancher Beziehung ein ausgezeichneter Herr. Von seiner Frau Mutter, einer englischen Prinzessin, die sich von ihrem Gemahl, dem Landgrafen Friedrich II., hatte trennen müssen, als dieser zur römisch-katholischen Kirche übergetreten war, in Hanau erzogen, von den besten Lehrern unterrichtet, besaß er Kenntnisse, Geist, Würde, echt fürstliche Huld, ja eine Leutseligkeit, die ihm, wenn er wollte, alle Herzen gewann. Er war bei dem hessischen Volke überaus beliebt, wegen seiner Zugänglichkeit und Gerechtigkeit, die er ohne Ansehen der Person übte, überall da, wo sie nicht mit seinen zwei niedrigen Leidenschaften in Berührung und Reibung kam, mit seinem Geize und mit seiner sinnlichen Brunst. Zu der Zeit, wo ich an seinem Hofe Page war, lebte er mit seiner dritten Person — Bezeichnung des gemeinen Mannes statt Maitresse —, einer Tochter des Generals von Schlotheim, bekannter unter dem Namen der Reichsgräfin von Hessenstein, einer wirklich vorzüglichen und mit Vorzügen des Körpers und des Gemüths reich ausgestatteten Frau, die trotz ihrer äußerlich glänzenden Lage und selbst ihres nicht unbedeutenden und heilsamen Einflusses auf den Kurfürsten sich nicht entschädigt und noch viel weniger glücklich fühlte. Diese, wenn man sie so bezeichnen will, vierte Ehe des Landesvaters hatte das halbe Hundert der erzeugten Kinder nicht nur voll gemacht, sondern sogar noch um etwas überschritten, und da ich mit den älteren dieser kleinen Hessensteine in gleichem Alter, unsere Mütter auch von Jugend an befreundet waren, es auch trotz der veränderten Verhältnisse immer blieben, so kam ich oft in die, meinem älterlichen Hause sehr nahe liegende Bellevue, und bin dann zuweilen, gleichsam unbeachtet und wie zur Familie gehörend, Augen- und Ohrenzeuge von Erzählungen und Vorfällen gewesen, die ein Page meines Gesichters viel besser nicht gesehen und nicht gehört und niemals erfahren hätte. So entsinne ich mich noch, die Ent- und Verführungsgeschichte des achtzehnjährigen Fräuleins durch den Landgrafen, aus dem eigenen Munde der Erstern, unter vielen Thränen meiner Großmutter erzählt, eines Tages im Nebenzimmer mit angehört zu haben und davon so erregt und empört gewesen zu sein, daß ich mehrere Nächte nicht einschlafen konnte und im Stande gewesen wäre, dem Kurfürsten, vor dem ich eigentlich einen ungewöhnlichen Respekt hegte, Gift beizubringen, wenn mich die arme Gräfin dazu aufgefordert hätte. Die jetzige Welt, die denn doch auch an Ungeheuerliches gewöhnt ist, wird es kaum glauben können, was der Landgraf alles in Bewegung setzte, um ein armes unschuldiges Mädchen wider Neigung und Willen dem seinen unterwürfig zu machen. Nicht allein, daß der alte dumme Vater und die ältere Schwester des Opfers, die ein Herr von Thümmel, Flügel-Adjutant des Land-

grafen, vielleicht nur zu dieser Absicht geehrt hatte, die geschäftigsten Handlanger des Verführers waren; nein, die arme gequälte und überall hin verfolgte Unschuld fand nicht einmal im weiten Heiligen Römischen Reiche eine sichere Zufluchtsstätte. Die hannöverschen und waldeckischen Behörden trieben und drohten, um es mit dem mächtigen fürstlichen Nachbar nicht zu verderben, sie je eher desto lieber aus Göttingen und Arolsen wieder los zu werden, und zuletzt mußte sogar das Ursuliner-Kloster zu Fritzlar, eine Mainzer Enklave, seinen lieben Schübling, der lieber katholisch, als hessisch leibeigen werden wollte, trotz aller Remonstration des Kurfürsten-Erzbischofs und Reichs-Erzkanzlers, nothgedrungen herausgeben. Der Landgraf schien zum Neuersten entschlossen; er hielt die Stadt Fritzlar eng blockirt und drohte, ihr jede Zufuhr abzuschneiden. Da — denn Hunger thut weh — riech selbst die Hochwürdigste Frau Rebiffin zur Übergabe; Karoline von Schloheim ward dem Husaren-Korner von Schäfer an der Kasseler Warte überantwortet, und der brachte die verschlossene Kutsche in sausendem Galopp bei Wind und Wetter dem Landgrafen vor die Thür, Federmann freudig zurufend, der es wissen wollte: „Wir haben sie, wir haben sie!“ — Ich habe Schäfer sehr gut gekannt, er war ein tüchtiger, tapferer Offizier, der den Landgrafen aus der Kanonade von Valmy heraußkortirte und ihm dabei unverhohlen die Wahrheit gesagt hat. Man nannte ihn später auch wohl den „hessischen Bayard“; jedenfalls war er dann nur ein halber, ein Ritter ohne Furcht, aber ohne Adel. Er trug den Orden pour la vertu militaire; ob für die Affaire von Fritzlar 1788 oder für seine in Bienwalde unter Wurmser 1793 bewiesene Tapferkeit, soll hier unentschieden bleiben.

Die auf dem Altar des Vaterlandes, auf dem harten kalten Hessenstein geopferte Jungfrau, wie sie später meiner Großmutter oftmals gestanden hat, glaubte in der ersten Zeit ihr Geschick nicht zu überleben, weniger ihres ihr widrigen Verhältnisses als der Art und Weise wegen, mit der sie darin wie ein Rekrut vom Landgrafen eingelernt und behandelt wurde. Zum Glück gewöhnt sich die ergebene und entsagende Frau an Alles, selbst an die Erniedrigung; nur freilich hat sie ihre Kinder nie als der Liebe Pfänder ansehen und in ihnen Ersatz finden können. Sie empfing jedes mit einer bestimmten Summe Schmerzens- oder Wochengeld bezahlt, und dessen künftige Existenz ward durch eine mäßige Leibesrente versichert. Aber auch das später noch durch mancherlei Ereignisse erworbene bedeutende Vermögen hat weder ihr, der guten Gräfin, noch ihren Kindern Segen gebracht, und es ist jetzt wohl grosenteils wie gewonnen so zerronnen. Mit den beiden ältern Hessensteins verkehrte ich viel; wir tanzten und musizirten und spielten zusammen deutsche und französische Lustspiele im Familienkreise der Bellevue, der durch einige junge knobpende Schönheiten, meine Schwester Luise, Sophie von Waiz,

Natalie von Alopaeus, damals verstärkt war. Es nes Abends, als unsere jugendlichen Spiele den Kurfürsten besonders ergötzten hatten, rief er seinen ältesten Lieblings-Hessenstein Wilhelm zu sich heran: er solle uns zum Dank und zur Belohnung ein kleines Fest geben, meinte er, und er (der Kurfürst) werde ihm zu diesem Beauf eine kleine goldene Leibkompanie aufmarschiren lassen. Wirklich zählte er auch aus der Ledershortsäcke mit langen Zwischenpausen nach und nach sechs Doppel-Goldstücke in einer Reihe auf den Tisch, und als endlich Wilhelm erfreut zufassen wollte, klopfte er im leise auf die Finger und kommandierte: „Halt!“ Er strich sein Geld wieder ein, legte dann drei einfache Wilhelmsdör hin, einen doppelten voran und sprach schmunzelnd: „Dir gebührt noch keine Ehrenwache, wohl aber eine Ablösung mit dem Gefreiten. So ist es übthaupt auch besser.“ Wir Alle waren dessenungeachtet sehr zufrieden; der Kurfürst aber am meisten, der schnell bei dem kleinen Geschäft ungewöhnlicher Freigebigkeit seine sieben Louisdör gewonnen hatte. Man glaubte damals, es bedeute seinen Tod; solche Zeichen und Wunder trügen aber oft, und so war es denn auch diesmal.

Hier mag denn gleich noch ein ähnlicher Zug seltener kurfürstlicher Liberalität folgen. Ein nassauischer Beamter, ein Hofrat Leonhardy, hatte Gelegenheit gehabt, sich dem Kurfürsten, ich glaube in einer Angelegenheit beim Reichs-Kammergericht zu Wetzlar, sehr nützlich und wirksam zu erweisen. Er war dann noch auf seine Kosten nach Kassel gekommen, hier vom Kurfürsten mit artigen und verbindlichen Redensarten überhäuft, ja sogar auch zweimal zur kleinen Tafel gezogen worden. Dabei blieb es aber. Die nächste Umgebung des Kurfürsten, sogar zuletzt auch die Gräfin, setzte alle Hebel an, dem würdigen Mann und gesegneten Familienvater ein baares Gnadengeschenk — denn Orden waren damals noch nicht wie heute in der Mode —, etwa eine mit Goldstücken gefüllte Rose, zu erwirken. Das ging dem Kurfürsten aber über den Spaß, der erwiederte: „Für so viel Geld könne man ja das schönste Bauerngut kaufen“, und gar nicht hören wollte, daß Leonhardy über Hundert Thaler Reisekosten und baare Auslagen gehabt habe. Endlich, nach längerer Zeit und vielen vergeblichen Redensarten, entschloß er sich zu einem einfachen Geldgeschenk von fünfzig Stück Wilhelmsdör, die er dem Belohnten aber höchstgehändig Selbst am andern Morgen zustellen wollte. Die Stunde des seltenen Gnadenaktes hatte geschlagen, und zufällig trat ich in das Vorzimmer, wo mich der vertraute Leib-Kammerdiener Häuser einige Male durch das Schlüsselloch blicken ließ. Ich erblickte den Kurfürsten in voller Uniform, den Degen an der Seite, das spanische Rohr in der Hand, mit gemessenen Schritten das Zimmer durchschreitend, jedesmal vor dem Marmortisch der Spiegelwand, wo zwei Goldrollen aufgestapelt standen einen kurzen Halt machen, um eins der Goldstücke in die Hosentasche zu stecken. „Das

Ding treibt der Herr schon eine Weile", flüsterte mir Häuser zu, "und wenn der dumme Nassauer nicht bald kommt, wird er nicht viel kriegen." Der kam aber zum Glück gleich darauf, und ehe er sich noch gegen uns in höfliche Redensarten einlassen konnte, fasste ihn der Kammerdiener bei den Schultern und schob ihn ins Zimmer zum Kurfürsten. Nach zehn Minuten kehrte Leonhardy sehr vergnügt zu uns zurück, und Häuser ließ nicht nach, er mußte das Empfangene trotz seiner Weigerung in unserer Gegenwart zählen. Es waren wirklich noch vierunddreißig Goldstücke. "Herr Hofrat", meinte Häuser, "Sie können wirklich noch von Glück sagen, mehr als vierzig sind es von Hause aus ohnehin nicht gewesen. Diesmal ist der Herr langsam gegangen." Mittags bei Tafel war der Kurfürst besonders heiterer Stimmung und sagte zum Minister von Waiz: "Mit Leonhardy ist Alles in Ordnung, ich bin mit meinen Geschäften von heute Morgen sehr zufrieden." Ich, der Page, verstand den Herrn besser, als alle seine Minister, und wußte, daß seine Morgenstunde Gold im Munde gehabt hatte.

Die eingespiechste Liebe zum Golde hat dem Kurfürsten unendlichen Schaden gethan, nicht allein in der allgemeinen Meinung, sondern auch in materieller und spekulativer Beziehung. Hätte er es sich zur rechten Zeit einige Millionen, vielleicht nur eine, an Napoleon und die damaligen Fas- seurs kosten lassen, er hätte 1803 sein Land um das Doppelte, ja Dreifache vergrößern können. So aber kost allmonatlich beim Kassenabschluß jeder Überschuss — und wehe dem Rentbeamten, der keinen abzuliefern hatte — in die sogenannte eiserne Truhe im feuersichern Gewölbe der Belle-vue und von da in die geschickten und geschäftigen Hände Rothschild's, der sehr wahrscheinlich seinen ungeheuren Reichtum dem Schatz des Kurfürsten verdankt und mit dem hessischen Gelde das ganze Rheinbund-Contingent gegen Preußen mobil gemacht hat. Ein edler Zug der Dankbarkeit vom alten Rothschild ist gewiß daher auch der, daß er später dem Kurprinzen ohne Vorwissen des Vaters mehrere Male Geld-Kapitalien ohne Provision und Prozente geborgt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher-Anzeigen.

Der
Italienische Krieg 1859
politisch-militärisch beschrieben und mit Kriegs-
karten begleitet
von
W. Rüstow.

In 3 Abtheilungen von zusammen circa 24 Druckbogen
gr. 8°. und 3 Kriegskarten. Preis für's Ganze
7½ Franken..

Mit dem Beginn des blutigen Krieges, der so eben durch den Frieden von Villafranca seinen Abschluß gefunden, hat sich bei dem denkenden Publikum das lebhafte Verlangen herausgestellt, nach einer Darstellung desselben, in welcher die allgemeinen Verhältnisse objektiv und übersichtlich behandelt, die militärischen Ereignisse aber einer einläufigen, detaillirten Beschreibung und kritischen Beleuchtung unterworfen wären.

Zu einer solchen Arbeit sind wohl Wenige so geeignet wie W. Rüstow, dessen militärische Schriften allgemein anerkannt, und dessen Gründlichkeit und Klarheit ganz dazu geschaffen sind, ein richtiges und treues Bild auch dem Laien im Fache zu geben.

Die erste so eben erscheinende Abtheilung (11 Druckbogen) enthält die allgemeine politische Uebersicht, die Organisation der betreffenden drei Armeen, die Beschreibung des Kriegsschauplatzes, den Einmarsch der Österreicher und der Franzosen in das piemontesische Gebiet, den Aufmarsch der feindlichen Armeen und das Treffen

von Montebello, mit der Kriegskarte Nr. 1 (Montebello) im Maßstab von $1:125,000$, in welche die Stellungen der Truppen eingezzeichnet sind.

Die zweite in der Presse befindliche Abtheilung wird enthalten:

Linksabmarsch der Verbündeten; Beginn ihrer Offensive, Uebergang über den Tessin; Schlacht von Magenta; Rückzug der Österreicher an den Mincio nebst der zweiten nach der f. f. Generalstabskarte gezeichneten Kriegskarte (Magenta).

Die dritte Abtheilung: die Schlacht von Solferino bis zum Friedenschluß, nebst der dritten Kriegskarte (Solferino) und Schlüßbetrachtungen.

Die erste Abtheilung (Preis 3 Franken) ist in allen soliden Buchhandlungen vorrätig.

Zürich, Mitte Juli 1859.

Verlagshandlung von Fr. Schultheß.

In H. Amberger's Buchhandlung in Basel ist zu haben:

Geschichte des Feldzuges von 1815.
Waterloo.

Bon

Oberstleutnant Chaaras.

Autorisierte deutsche Ausgabe mit 5 Plänen und Karten.

Preis 8 Franken.